

Anselm Grün | Walter Kohl

WAS UNS WIRKLICH TRÄGT

Über gelingendes
Leben



HERDER

aufmerksam auf die Schönheit der Bäume und der Blumen, und immer wieder sagte er: In der Schönheit der Natur wird die Herrlichkeit Gottes sichtbar.

Meine Mutter stammte von einem Bauernhof in der Eifel. Sie war als Mädchen schon früh aus dem Haus ausgezogen und war in einem Nachbarort in die Lehre gegangen. Dort hatte sie auch gewohnt. Nur am Sonntag konnte sie zu Fuß die sieben Kilometer nach Hause gehen. Meine Mutter war eine praktisch veranlagte Frau, die den Haushalt organisierte. Auch sie war eine fromme Frau, die gerne die alten Lieder sang, die sie in ihrer Heimatpfarre gesungen hatte. Aber sie sprach weniger über ihren Glauben, der für sie selbstverständlich und fraglos war. Als die Kinder größer waren, ging auch sie jeden Tag mit meinem Vater zur hl. Messe in die benachbarte Kirche. Erst als mein Vater 1971 gestorben war, sprach meine Mutter öfter über ihren Glauben. Er hat sie auch durch die schwierige Kriegszeit und Nachkriegszeit hindurch getragen. Zwei ihrer Geschwister waren bei den Steylern eingetreten. Ihr Bruder, P. Konrad Dederichs, war dort lange Ökonom, und ihre Schwester, Sr. Sophiane, war Krankenschwester und lange Zeit in Kerkrade in einem holländischen Krankenhaus tätig.

Die Frömmigkeit meiner Eltern war bodenständig und von großer Selbstverständlichkeit. Es war klar, dass man in die Kirche ging. Das Gottesbild, das meine Eltern uns vermittelten, war von Größe, Geheimnis, Schönheit und Liebe geprägt. Da wurde mit Gott keine Angst verbreitet.

In meiner Kindheit wurde ich intensiv mit dem Kirchenjahr vertraut. Wir feierten die Feste des Kirchenjahres mit. Unser Haus lag gleich neben der Kirche. Wir vier Jungen waren alle Ministranten. In den Ferien ministrierten wir täglich. Für mich als Kind war die Liturgie immer etwas Faszinierendes. Ich spürte die Begeisterung meines Vaters und meiner Mutter für die Gottesdienste. Diese Faszination hat sich auch auf uns Kinder übertragen. Wir gingen gerne in die Kirche. Nach der Kirche traf man die anderen Kinder und Jugendlichen. Im Mai gingen wir täglich in die Maiandacht. Das war nicht nur eine schöne Feier mit den emotionalen Marienliedern. Wir trafen uns auch danach noch, um uns zu unterhalten oder zu spielen.

Mitgift des Vaters und Erbe der Mutter

Wir alle haben von unseren Eltern etwas mitbekommen. Manches übernehmen wir unbewusst, anderes bewusst, und in manchem entscheiden wir uns später anders und gehen

unseren eigenen Weg. Wenn ich mich heute frage, was ich von meinen Eltern mitbekommen habe, so war es von meinem Vater einmal die Freiheit und der Wagemut, der ihn sein Leben lang ausgezeichnet hat. Es war mutig von ihm, einfach nach München zu ziehen, ohne zu wissen, wie er dort leben konnte. Und es war mutig, ein Geschäft zu gründen. Aber er war auch nicht der typische Geschäftsmann. Zu ihm kamen – vor allem als er älter geworden war – viele Leute, die sich einfach unterhalten wollten. Und er strahlte immer Ruhe und Gelassenheit aus. Doch dahinter verbarg sich auch ein rebellischer Geist. Wenn er sich oder seine Kinder ungerecht behandelt fühlte, kämpfte er. Er ging zum Direktor der Volksschule, weil er aus den Erzählungen seiner jüngsten Tochter spürte, dass dieser Mann – ein früherer Nazi – Angst verbreitete. Mein Vater ging damals bis ins Kultusministerium. Doch offensichtlich hatte der Rektor da eine Seilschaft, die ihn hielt. Mein Vater schrieb Briefe an die Politiker, wenn er sich über ungerechte Regelungen erregte. Im Dritten Reich war er unerschrocken. Der Polizist, der ihn einmal verhaften wollte, musste wieder abziehen, weil mein Vater sich unerschütterlich und unbeeindruckt zeigte und eine rechtliche Grundlage für die Verhaftung verlangte.

Ein anderer Aspekt meines Vaters war eine innere Weite. Er lud jedes Jahr an Weihnachten einen ausländischen Studenten aus dem Münchner St.-Pius-Kolleg der Steyler ein, wo Studenten aus verschiedenen Ländern lebten: aus Pakistan, Indien oder Afrika. Uns als Kinder brachte diese Offenheit und Gastfreundschaft schon früh mit fremden Kulturen in Berührung. Als meine älteste Schwester 1955 als Au-pair nach Frankreich ging und einige Bekannte ihre Bedenken wegen der schwierigen Beziehung zwischen Franzosen und Deutschen äußerten, da sagte er meiner Schwester nur: »Du gehst und baust Brücken.«

Was mir mein Vater in ganz besonderem Maß vermittelt hat, war Vertrauen. Er vertraute uns Kindern, und er traute uns etwas zu. Wenn wir mit 15 oder 16 Jahren alleine für zwei Wochen weite Radtouren in die Alpen unternahmen, hatte er keine Bedenken. Im Gegenteil, er war stolz darauf und erzählte von seinen eigenen Radtouren in der Jugendbewegung. Es gab von ihm keine besorgten Anweisungen, auf was wir alles achten sollten. Er hat uns einfach zugetraut, dass wir bei unseren Fahrten ins Gebirge achtsam mit Gefahren umgingen, und hat uns zum Abschied einfach ein Kreuz auf die Stirn gezeichnet. Das war sein Zeichen: Ihr seid geschützt und gesegnet. Jetzt wünsche ich euch eine schöne Fahrt.

Von meiner Mutter habe ich wohl den praktischen Sinn geerbt. Sie packte einfach an, wenn etwas zu tun war. Sie war immer von einer positiven Grundhaltung geprägt und

vermittelte anderen Hoffnung. Und sie war sehr kontaktfreudig, kam mit jedem ins Gespräch und traute sich auch, Menschen anzusprechen, denen es nicht gut ging oder die in Trauer waren. Und sie war auch später trotz der Altersbeschwerden immer ein fröhlicher Mensch, der sich durch die Begrenzungen des Alters nicht niederdrücken ließ. Das nahm sie als selbstverständlich an, ohne darüber zu jammern. Für sie war es Ausdruck ihrer Liebe. Sie nahm es für ihre Kinder und Enkelkinder auf sich und wandelte das, was ihr von außen widerfuhr, um in einen Akt der Liebe.

Die Erwartung der Eltern und eigene Träume

Meine Eltern hatten keine Erwartungen an mich in dem Sinne, dass ich einen bestimmten Beruf erlernen sollte. Natürlich erwarteten sie, dass wir Kinder anständig sind, dass wir uns benehmen und uns in der Schule auch anstrengen. Aber es war kein Druck da. Sie kontrollierten etwa nie unsere Hausaufgaben. Da hatten sie Vertrauen, dass wir die schon selber machten. Als ich im Alter von zehn Jahren mit meinem Vater darüber sprach, dass ich vielleicht Priester werden möchte, da war er davon ganz angetan. Er unterstützte mich bei diesem Vorhaben und vermittelte, dass ich ins Internat nach Münsterschwarzach kam. Das hatte er mit seinem Bruder, P. Sturmius, organisiert. Von da an war es für mich das Ziel meines Lebens, Priester und Benediktiner zu werden. Meine Eltern waren darauf stolz. Aber sie machten nie Druck. Auch wenn ich von ihnen sicher auch die spirituelle Sehnsucht mitbekommen habe, es war immer meine persönliche Sehnsucht, die ich zu leben versuchte – ich fühlte mich immer frei in meinen Entscheidungen, was ich werden wollte.

In meiner Jugend hatte ich, wie andere Kinder auch, verschiedenste Träume. Da war einmal der Traum, ein guter Fußballer zu sein, als Torwart jeden Ball zu halten. Aber das waren typische Tagträume. Mein eigentlicher Traum war, als Priester und Missionar etwas beizutragen zur Verbesserung der Welt, zu einer Modernisierung der Kirche. Ich wollte meinen Ehrgeiz darauf richten, Philosophie und Theologie zu studieren, um auf alle Fragen der Menschen eine Antwort geben zu können. Ich konnte mich als Jugendlicher schnell begeistern. Begeistert war ich etwa von unseren Fahrten mit dem Fahrrad in die Alpen. Aber genauso war ich auch begeistert, wenn ich von einem Priester oder einem Mönch hörte, was er für die Menschen geleistet hatte. Und ich war fasziniert von der Aufbruchsstimmung in der Kirche, wie sie Anfang der sechziger Jahre durch das Konzil

entstanden ist.

Die Begeisterungsfähigkeit habe ich von meinem Vater übernommen. Er konnte auch begeistert von seinen Erfahrungen erzählen. Und diese Begeisterungsfähigkeit wollte ich immer an die Jugendlichen weitergeben, als ich über 25 Jahre lang Kurse für junge Menschen gegeben habe. Ich habe die Jugendlichen begeistert für die Liturgie, für die Meditation, für die heilende Kraft des Glaubens. Und ich möchte noch heute diese Begeisterung auch den jungen Mitbrüdern weitergeben. Da spüre ich oft, dass sie zu sehr auf die eigene Sicherheit schauen. Aber wichtig ist doch, wofür sie »brennen«, wofür sie sich einsetzen. Und wichtig ist, dass sie sehen, wo sie etwas Neues schaffen können.

Hoffnung für jeden

Und ich möchte bei allem, was ich tue, Hoffnung vermitteln. Es liegt mir nicht, über die schlechte Welt zu lamentieren. Ich halte Vorträge, weil ich die Hoffnung habe, in den Menschen einen Keim zu legen, der irgendwann einmal aufgeht. Wenn ich für Führungskräfte in den Firmen Vorträge halte, bin ich immer von der Hoffnung geprägt, dass sich die Zuhörer trotz aller negativen Tendenzen in der Wirtschaft von einem positiven Geist berühren lassen und das Klima in ihren Firmen langsam verwandeln. Und ich möchte meinen Zuhörern Hoffnung vermitteln, dass es sich lohnt, sich für eine bessere Welt einzusetzen. Manche sagen mir, meine Vorträge vor Firmenvertretern hätten doch keinen Sinn. Die Strukturen der Wirtschaft seien irreparabel verfestigt, und Manager würden sich sowieso nicht ändern. Solche Gedanken gehen mir gegen den Strich. Denn wenn ich nichts von den Managern halte und ihnen auch nichts zutraue, dann darf ich auch keine Vorträge für die halten. Ich halte nur Vorträge für Leute, an die ich glaube. Und ich glaube, dass auch in den meisten Managern, auch in vielen, die in den großen Unternehmen das Sagen haben, die Sehnsucht steckt, gut mit den Menschen umzugehen und Verantwortung für die Mitarbeiter, aber auch für die Kunden zu übernehmen. Ich kann natürlich ihre Konflikte nicht lösen und kann ihnen auch keine Tricks vermitteln, wie sie erfolgreich führen können. Aber ich vertraue darauf, dass sie durch meine Vorträge mit ihrer eigenen Sehnsucht in Berührung kommen, dass sie dadurch eher bei sich sind und so besser und gelassener auf ihre Umgebung reagieren können – und dass sich dadurch langsam das Klima in der Wirtschaft verändert.

In Gesprächen mit vielen Ratsuchenden werde ich mir immer wieder dankbar meiner

eigenen Kindheit bewusst. Familien stehen heute von vielen Seiten her unter Druck. Und was ich selber erfahren durfte, ist beileibe keine Selbstverständlichkeit mehr. Viele, die im Gespräch Hilfe suchen, kommen aus einer zerrissenen Familie. Da war manchmal Kälte, es gab Gewalt, manchmal wirkt auch die Erfahrung von Ablehnung oder Enttäuschung lange nach – über den abwesenden Vater oder die überforderte Mutter, die man als Kind selbst bemuttern musste. Und Religion ist keineswegs mehr die stabilisierende Kraft in den meisten Familien. Gerade jüngere Menschen, die zum Gespräch kommen, haben die Volkskirche schon nicht mehr erlebt. Viele ältere Menschen leiden darunter, dass ihre Kinder, die einmal Ministranten waren, sich von der Kirche distanzieren haben und keinen Zugang mehr zum Glauben finden, der ihnen selber so wichtig ist. Ich höre auf das, was mir die Menschen erzählen, und vertiefe mich in sie, um nach Antworten zu suchen, die ihnen weiterhelfen können. Ein wichtiger Punkt ist für mich immer: Auch wenn die Kindheit noch so chaotisch war – jedes Kind findet für sich Orte, an denen es sich geborgen und angenommen fühlt, an denen es sich selbst spürt. So sollen sich die Erwachsenen an diese Orte erinnern und mit der Qualität von Schutz, Oase, Geborgenheit, Freiheit in Berührung kommen.

Wenn ich Geschichten höre, die zeigen, wie sehr Menschen heute kirchlich entwurzelt sind und wie oft Glaube einfach verdunstet, dann erschrecke ich auch, und es bereitet mir Sorge, wie die Zukunft der Kirche und auch der Klöster in Deutschland aussehen wird. Aber es gibt auch Erfahrungen, die mich dankbar und zuversichtlich stimmen. Wenn ich etwa sehe, dass sich so viele Menschen, die keine religiöse Sozialisation hatten, doch wieder dem Glauben und der Spiritualität zuwenden. Es sind auch Menschen, die sich von meinen Büchern ansprechen lassen und es wagen, zu einem Kurs ins Kloster zu kommen. Solche Begegnungen machen mir wieder Hoffnung, dass die spirituellen Wurzeln immer wieder ausschlagen.